Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong, Kiel

Veränderung der Kirche – eine aktuelle und gleichzeitig immerwährende Aufgabe

Klausurtagung eines Bezirksausschusses der Evangelischen Kirchengemeinde Gütersloh

am 22.10.2021 – digital

Sehr geehrte Mitglieder des Bezirksausschusses,

in der Geschichte der Kirche haben die kirchlichen Gremien und ihre Mitglieder wohl selten so weitreichende Entscheidungen über die Zukunft der Kirche treffen müssen und treffen dürfen, wie es im Moment der Fall ist. In den letzten Jahren ist deutlicher geworden als zuvor – und durch die Pandemie noch beschleunigt –, dass die eher vorsichtigen Kurskorrekturen seit den 1990er Jahren an ihr Ende kommen. Seit Mitte der 1990er Jahre sowohl die finanziellen Probleme als auch der zunehmende Bedeutungsverlust der Kirche für das Alltagsleben von Menschen ins Bewusstsein getreten sind, ist ja mit Regionalisierungen, Fusionen und Kürzungen von Stellen und Geldern einiges geschehen. Der enge „Kirchturmhorizont“, in dem nichts als die eigene Gemeinde interessiert, hat sich geweitet. Gemeinden arbeiten zusammen, haben Schwerpunkte entwickelt, versuchen neue Zielgruppen zu erreichen, teilen sich Hauptamtliche etc. Das war manchmal ein mühsamer Weg, weil man umdenken musste vom vertrauten „Eigenen“ auf ein Größeres. Und natürlich lief und läuft sicher auch nicht immer alles rund – obwohl viele Gemeinden mittlerweile auch die Vorteile eines größeren Horizontes erleben. Hatte man aber vor einigen Jahren noch denken können, dass damit dann auch die wesentlichen Ziele erreicht und die neuen Strukturen der Kirche zumindest mal für die nächsten Jahrzehnte gefunden sind, so ist mittlerweile deutlich, dass das schlicht nicht zutrifft. Wenn die Prognose der Freiburger Studie – noch vor Corona – stimmt, dass im Jahre 2060 im Vergleich zu 2017 die Hälfte der heutigen Kirchensteuereinnahmen und die Hälfte der Kirchenmitglieder zu erwarten ist und dass die Zahl der Pfarrpersonen noch sehr viel rascher enorm zurückgehen wird, dann haben die bisherigen Bemühungen, die traditionelle Gestalt von Kirche und Gemeinde behutsam weiterzuentwickeln, schon in finanzieller und personeller Perspektive deutliche Grenzen. Denn bereits zeigt sich ja, dass ein Netz von Ortsgemeinden nur begrenzt dehnbar ist – in Westdeutschland kommen wir damit an die Grenzen und in Ostdeutschland scheint es mir hingegen bereits längst überdehnt – denn Pfarrstellen mit einer Zuständigkeit für 12 Gemeinden und 19 Predigtstellen widersprechen nicht nur der Idee von menschlicher Nähe und persönlichem Kontakt zu Hauptamtlichen, sondern schaffen auch Arbeitsbedingungen, die die Abwärtsspirale für den pastoralen Nachwuchs enorm verstärken. Insofern scheint mir der Weg, die bestehenden Formen mit weniger Mitteln und Ressourcen zu dehnen und vorsichtig weiterzuentwickeln, nicht länger gangbar.

Als Praktische Theologin ist dazu meine erste Frage: Wie ist dies theologisch zu bewerten? Was bedeutet es in geistlicher Perspektive, dass die bisherigen Formen der Kirche offensichtlich nicht mehr aufrechtzuerhalten sind und neue gesucht und gefunden werden müssen?

Für die Suche nach einer Antwort ist es gut, sich zunächst einmal bewusst zu machen, wozu es die Kirche eigentlich gibt. Historisch ist sie entstanden, als der frühen Christenheit

deutlich wurde, dass das Reich Gottes wohl doch nicht unmittelbar mit dem Kommen des Messias oder nach der Auferstehung Jesu anbrechen wird, wie die Anhänger*innen Jesu gedacht hatten. Damit aber war Zeit – und viel Motivation –, die Botschaft von der unermesslichen Liebe Gottes zu seiner Schöpfung, die sich in dem Wirken und in der Auferstehung Jesus von Nazareth gezeigt hatte, an möglichst viele Menschen weiterzugeben; in heutigen Worten: das Evangelium zu kommunizieren. Dies geschah im persönlichen Bereich, sehr rasch aber – vor allem durch das Wirken des Apostels Paulus – in einem größeren Rahmen in der Mission. Bereits damals gab es Strukturen, die diese Bemühungen, dass Menschen die Bedeutung des Evangeliums für sich und ihr Leben erfahren und entdecken, unterstützten. Und in den Jahrhunderten danach wurde deutlich, dass es gut ist, wenn diese Bemühungen unterstützt werden von einem größeren Ganzen. So entwickelten sich Organisationsformen und Strukturen, die wir „Kirche“ nennen. Ohne die Kirche wäre es sehr viel mühsamer und in der Wirkung ganz sicher nicht so weitreichend, das Evangelium zu kommunizieren. Denn die Kirche unterhält Gebäude, in denen sich Menschen zur Kommunikation des Evangeliums versammeln, sie bezahlt Menschen dafür, dass sie hauptberuflich dafür zur Verfügung stehen, sie bietet Sozialformen an etc.

Diese Strukturen, Sozialformen, Ämter, Gebäude und Kommunikationswege *dienen* also dem Evangelium. Sie *sind* jedoch nicht das Evangelium, denn sie gehören zu den weltlichen Dingen. Der göttliche Schatz des Evangeliums wird in „irdenen Gefäßen“ kommuniziert, wie Paulus es im zweiten Brief an die Gemeinde in Korinth (4,7) ausdrückt. Die Gestalt der Kirche ist immer eine Folge menschlicher Versuche, nach bestem Wissen und Gewissen die Kommunikation des Evangeliums bestmöglich zu unterstützen. Darin ist sie nie perfekt, sie ist irrtumsanfällig und sie muss sich vor allem verändern, wenn sich die Verhältnisse und die Menschen verändern. Die Strukturen müssen sich ausrichten an der Frage, ob sie die Unterstützung des Kontakts mit dem Evangelium – ob als Erstbegegnung oder auf lange Sicht – voraussichtlich bestmöglich leisten. Dies aber ist für jede Zeit und Kultur unterschiedlich. Man stelle sich einmal vor, wir hätten noch die autoritären Formen des Mittelalters oder die sehr bürokratischen der Staatskirche des 18. und 19. Jh. – die Chance, dass wir in ihnen besonders gut das Evangelium erfahren dürfen, wäre doch sehr gering.

Daher ist der Satz „ecclesia semper reformanda“ – die Kirche muss beständig reformiert werden – ein zentraler Grundsatz der evangelischen Kirche. Entsprechend finden wir auch weder in der Bibel noch in den Bekenntnisschriften normative Aussagen darüber, in welchen Formen Kirche zu leben hätte. In der Bibel werden unterschiedliche Varianten genannt, wie christliche Gemeinschaft gelebt wird. In der Confessio Augustana heißt es, dass Wort und Sakrament „genug sind“ (lateinisch: „satis est“), um rechte Kirche zu sein – über die Formen wird nichts gesagt.

Dass wir heute den Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ für diesen Prozess verwenden, unterstreicht zwei Aspekte, die für die Frage der Kirche der Zukunft besonders wichtig sind. Zum einen beschränkt sich Kommunikation ja nicht auf das Wort. Kommuniziert wird auch mit Taten, mit Gesten, mit Symbolen oder mit Ritualen. Kommuniziert wird bewusst und unbewusst, absichtlich und nebenbei. „Kommunikation des Evangeliums“ ist also gerade nicht auf die gottesdienstliche Predigt zu beschränken, wie es manchmal missverstanden wird. Das Evangelium wird ebenso in der Seelsorge und der Diakonie kommuniziert, in einem Jugendevent, einer Meditation oder im Morgenkreis der evangelischen Kita, in dem Erleben der Stille einer Citykirche, auf der Reise des Frauenwerkes, in dem gegenseitigen Verstehen Verschiedener im interreligiösen Dialog, in

Gemeinschaftserfahrungen im Senior*innenkreis, auf der Familienfreizeit oder auf einer Akademietagung, in der Flughafenseelsorge oder bei einem Kirchenasyl, beim Gottesdienst anlässlich einer Katastrophenerfahrung oder zum Schulanfang etc. Alle diese Formen bieten gleichermaßen die Chance, die bedingungslose Liebe Gottes und damit das Evangelium zu erleben.

Und zum anderen: Anders als beim Begriff „Verkündigung“ geht es bei Kommunikationsvorgängen nicht vor allem um die gute Absicht derjenigen, von denen die Aktivität ausgeht. „Kommunikation“ nimmt alle Beteiligten gleichermaßen in den Blick und legt den Akzent stärker darauf, was ankommt, als darauf, was gemeint war. Das Evangelium ist nicht dann an seinem Ziel, wenn es ausgerichtet wurde, sondern wenn es bei Menschen und in ihrem Leben angekommen ist und dort wirkt. Dies ist insofern bemerkenswert, als es damit gar keinen Gegensatz gibt zwischen einer Orientierung am „Auftrag“ und einer Orientierung an den „Adressat*innen“, wie es früher manchmal unterschieden wurde. Es ist gerade umgekehrt: Wenn sich die Kirche am Evangelium orientiert, muss sie keine Sorge vor einer „Verweltlichung“ haben oder sich in der Gefahr sehen, sich zu wenig von der Welt zu unterscheiden. Das Evangelium zielt darauf, für Menschen in ihrem Alltag bedeutungsvoll und hilfreich für ihr Leben zu sein – in ihrem Lebensgefühl, in ihrem Kontakt mit Mitmenschen, in ihrer Haltung zur Schöpfung, in der Kindererziehung, im Umgang mit Schicksalsschlägen, in der Haltung zu Schwächeren etc.

Wenn die Aufgabe der Kirche ist, dass Menschen durch ihre Kommunikation das Evangelium als lebensrelevant erfahren, dann bedeutet dies auch: Da sich Menschen und ihre Lebensverhältnisse ständig verändern, müssen sich auch die Formen der Kirche beständig verändern. Dass Formen, die vor 2000, 200 und vielleicht auch noch vor 20 Jahren sinnvoll waren, heute ebenso sinnvoll sind, ist eher unwahrscheinlich. Und zugleich wird der beständige Wandel dem Charakter des „Menschenwerks“ der kirchlichen Strukturen gerecht – denn werden nicht beständig überprüft, reflektiert und potenziell verändert, wächst die Gefahr, dass sie selbst in die Nähe des göttlichen Evangeliums rücken und man sich in der Gestaltung der Kirche an Strukturen orientiert statt an deren Funktion für das Evangelium. Ein Grund dafür, dass im Moment solche weitreichenden Entscheidungen anstehen, ist gerade, dass sich die Sozialformen der Kirche zwischen dem Ende des 19. und dem Ende des 20. Jh. trotz weitreichender gesellschaftlicher Veränderungen nur sehr wenig verändert haben. Und die Wandlungen der letzten 25 Jahre, die auf diesen Strukturen beruhten und ihre Weiterentwicklung anstrebten, waren möglicherweise genau der richtige Weg, mit der Veränderung zu beginnen und sich einem grundlegenderen Wandel eher positiv anzunähern.

Insofern ist die Aufgabe, der Sie sich jetzt stellen, eine grundlegende kirchliche Leitungsaufgabe, die aus theologischen Gründen immer erforderlich ist. Möglicherweise kann die Perspektive, an einer solchen Aufgabe mitwirken zu dürfen, noch einmal anders Motivation und Lust zu diesen Prozessen vermitteln als die Einsicht, dass äußere Gründe der Kirche Veränderungen aufzwingen.

Übrigens sagt die Bibel dazu dann auf einer anderen Ebene, als dass sie Strukturen vorgibt, doch noch etwas. Sie erzählt nämlich in ihren beiden Testamenten von einem Gott, der ein Gott der Veränderung ist. In der Hebräischen Bibel, dem Ersten Testament, begleitet Gott Menschen auf sehr unterschiedlichen Lebenswegen und in sehr unterschiedlichen Lebensverhältnissen – und gerade auch dann, wenn sich diese vollständig verändern (wenn beispielsweise Abram und Sarai ihre Heimat verlassen [1. Mose 12], Israel Ägypten verlässt

[2. Mose 12] oder Naomi und Ruth in Bethlehem eine neue Heimat finden [Ruth 1-4]). In der Griechischen Bibel ruft Jesus von Nazareth Menschen dazu auf, ihre vertrauten Lebensverhältnisse zu verlassen und mit ihm ein anderes Leben zu führen. Gott zeigt sich darin als ein Gott, der zu Veränderungen auffordert und diese bewirkt, aber auch auf dem Weg dahin unterstützt und begleitet. Insofern ist Gott uns auch immer schon voraus in dem, was wir noch nicht kennen.

Die Aufgabe, die heute ansteht – und mit der Sie sich auf Ihrer Klausurtagung ja auch intensiv beschäftigen werden – ist also die Suche nach Formen von Kirche, die voraussichtlich dem Auftrag, den Kontakt mit dem Evangelium für möglichst viele und unterschiedliche Menschen zu unterstützen, in der Gegenwart besonders gut gerecht werden. Dafür gibt es nicht den Königsweg oder das eine große Modell, dass fraglos alle Probleme löst und die Kirche in eine goldene Zukunft führt – angesichts der Komplexität der Herausforderungen einerseits und der unterschiedlichen Erwartungen, wie Kirche sein soll, andererseits wäre dies auch erstaunlich. Wohl aber gibt es die große Orientierungsmarke an der Dienlichkeit der Formen für die lebensrelevante Kommunikation des Evangeliums, aus der konkretere „Wegmarken“ entstehen können. Dies ist beispielsweise die Einsicht, dass es sinnvoll ist, die Kommunikationsformen und Kontaktflächen mit dem Evangelium vielfältig zu gestalten und sich nicht auf eine dominante Sozialform (wie sie die Ortsgemeinde ist) zu konzentrieren. Ebenso folgt daraus, dass nicht nur Menschen im Blick sein dürfen, die bereits im Kontakt mit dem Evangelium sind, sondern gefragt werden muss, welche Formen denn Menschen die Lebensrelevanz des Evangeliums in einem Erstkontakt zeigen. Und es gehört die Einsicht dazu, dass im Licht des Evangeliums ein arbeitsteiliges Vorgehen sinnvoll ist, statt eine Vollständigkeit am gleichen Ort erreichen zu wollen – denn das Evangelium ist ohnehin immer größer als alle menschlichen Kommunikationsversuche und diese bleiben daher immer fragmentarisch. Wen das eigene Handeln nicht erreicht, kann von einem anderen Handeln erreicht werden. Denkt man Kirche nicht von der eigenen Gemeinde her, sondern in der Perspektive des weltweiten Evangeliums in der Kirche Jesu Christi, kann dies entlastend sein.

Dies aber wird jetzt Ihre Aufgabe sein, aus diesen grundsätzlichen theologischen Überlegungen Konsequenzen für die Zukunft Ihrer Gemeinde zu ziehen. Mit der Orientierung am Evangelium können Sie jedoch letztlich nur gute Entscheidungen treffen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!